

Joachim Nowotny

Abschiedsdisco

 **EDITION** digital
Pekrul & Sohn GbR

Impressum

Joachim Nowotny

Abschiedsdisco

ISBN 978-3-86394-134-5 (E-Book)

Das Buch erschien erstmals 1981 bei Edition Holz im Kinderbuchverlag Berlin.

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

Leider gehöre ich nicht zu den Jugendfreunden, bei denen der Geist unentwegt sprüht. Gewöhnlich benötige ich Anlauf, ehe mir etwas einfällt. Es kann mit einem Traum beginnen. Zeitig früh im Bett: Jemand wird von jemandem geprügelt. Etwas, was es eigentlich nicht mehr gibt. Man hört es von früher oder aus anderen Weltgegenden. Weshalb *ich* davon träume, kann ich nicht erklären. Jedenfalls quält es mich. Ich werfe mich herum, ich ... Aber das erzähle ich nicht mal Lutz. Noch im Halbschlaf höre ich plötzlich Mutter reden. In ihrer Stimme ist etwas ungewohnt Keifendes. Es muss ganz schön was los sein, drüben in der Küche.

„Ich hab’s gewusst, dass es so kommt. Ich hab’s gewusst!“

„Und?“, höre ich Vaters barschen Bass, „was hat es geholfen, dass du es wusstest? Der Alte hockt immer noch dort.“

„Sprich nicht so von meinem Großvater!“

„Ist er vielleicht nicht alt?“

„Deshalb musst du ihn nicht gleich abschreiben.“

„Als ob das ginge! So ein eigensinniger alter Zausel, der bringt sich schon in Erinnerung.“

„Zausel, aha!“

„Ich muss mich auf der Straße ansprechen lassen: Warum geht er nicht endlich ins Altersheim, wo er aufgehoben wäre. Warum bleibt er dort? Als letzter. Das riecht doch nach Provokation!“

„Wenn er nicht will.“

„Was heißt, nicht will? Wer fragt mich denn, was ich will. Ich muss mir die Vorwürfe anhören. Das war einer von der Kreisleitung, Mädchen.“

Wenn Vater zur Mutter Mädchen sagt, ist es entweder ganz gut oder ganz schlimm. Das kann ich mir ja nun aussuchen. Mutter jedenfalls weiß, woran sie ist. Sie nimmt ihre Stimme zurück.

„Und wenn du nun doch noch mal hinfährst? Mit ihm sprichst?“

„Ich denk nicht dran! Damit er mich wieder stehen lässt, wie einen dummen Jungen. Außerdem fahren wir morgen ins Riesengebirge, basta!“

2

Dieser herzerfrischenden Unterhaltung folgt jenes Schweigen, aus dem geschickte Leute ganze Romane machen. Ich wälze mich im Bett, als wäre ich es, der die Schläge empfangen hat. Endlich kann ich mich von mir selbst losreißen. Endlich schaffe ich es, aufzustehen. Unter der Tür krächze ich etwas, was nur bei viel gutem Willen als Gruß gedeutet werden kann. Der Wille ist nicht vorhanden, also wird mir keine Antwort zuteil. Als ich aus dem Bad komme, hat sich die Szene verwandelt. Mutter klappert munter mit den Tassen, Vater kaut und liest dabei die Zeitungsrubrik „Auch das gibt’s!“ Sie steht auf der vorletzten Seite unten links. Ansonsten aber ist die Welt in Ordnung. Ich würde ihnen gern zeigen, dass ich das Spiel durchschaue. Aber noch fällt mir nichts ein. So greife ich die Tasche und gehe wortlos.

3

Später dann Deutsch bei Fräulein Brode. Sie ist die reine Zuversicht.

„Henning, ich weiß, du hast dich heut vorbereitet.“

Um sie nicht allzu sehr zu enttäuschen, stehe ich wenigstens auf. Gleich früh muss ich zur schärfsten Waffe greifen, muss ich den Naiven mimen. Man sagt mir dünnes blondes Haar und treue blaue Augen nach. Wenn ich in den Spiegel sehe, finde ich das leider bestätigt. Niemand indes weiß, dass ich das nicht bin. In mir steckt ein brauner, beinahe nachdenklicher Typ, der im entscheidenden Augenblick schnell zuschlagen kann. Ein solcher Moment ist nicht. Auf Fräulein Brodes Zuversicht kann man nur blauäugig reagieren.

„Ich hab gedacht, wir haben das nicht auf.“

Beinahe enttäuscht stelle ich fest: Sie glaubt mir. Sie tut ein übriges, ruft Gundula Fischer auf. Die kann. Kann immer alles. Während sie redet, füllt sich Fräulein Brodes Zuversicht mit viel guter Meinung über den Leistungswillen der Schüler von heute.

Noch später Sport. Dieser Sprung über das Pferd längs. Ich lege ihn hin, als müsse das so sein. Lutz stößt einen rauen Triumphschrei aus. Gundula Fischer sieht, ganz Bewunderung, aus der anderen Turnhallenseite zu mir herüber. Habich schreibt eine Eins ein.

Nur ich weiß, dass der Sprung ungültig ist. Ich kann ihn nicht. Ich fürchte ihn und lande immer mit dem Hintern auf dem letzten Drittel des Pferdes. Es war reiner Zufall, dass ich dieses einzige Mal hinüberkam. Aber wer will das hier wissen?

Dann Stabü bei Katscher. Die Stunde zieht sich wie Gummi. Katscher referiert über die Rolle des Staates und stemmt sich gegen unsere Müdigkeit. Der Staat sind auch wir. Der Staat bin auch ich. Wenn ich Katscher richtig verstehe, dann will er vor allem den Blauäugigen in mir. Wenn er wüsste, wie anstrengend es ist, andauernd so treudeutsch in die Gegend zu blicken. Man lernt es, mit offenen Augen zu dösen. Ehe ich einen Einfall haben kann, gerate ich unversehens in den Frühtraum, höre ich Vater und Mutter, sehe ich Fräulein Brodes Zuversicht, erlebe ich die Angst vor dem Sprung. Herr Katscher ist gerade bei der allseitigen Stärkung, der Einfall wäre fällig. — Doch bevor er kommt, ertönt die Klingel.

Abends stellt Lutz den Japanrekorder auf den Containerrand und jagt das Gerät auf höchste Phonzahl. Ich gehöre nicht zu jenen, die sich beim Anhören des jeweils neuesten Hits vor Begeisterung in die Hosen machen. Ich stehe immer auf dem Rock von vorgestern. Aber das weiß keiner. Es geht schließlich niemanden was an, wenn ich das romantische Röhren dieser sogenannten Sänger nicht mag. Wer eine raue Kehle hat, der soll gefälligst Whisky nehmen und nicht mit Limonade gurgeln. Der Kenner wird mich verstehen.

Dixie ist natürlich restlos hin. Und zwar immer von allem, was neu ins Haus steht. Sie wippt mit ihrem ziemlich ausladenden Hintern, verdreht die Augen zu den Baumkronen, aber würde man sie fragen, dann käme heraus, dass sie Eichen von Linden nicht unterscheiden kann.

Beim Kassettenwechsel lauscht Lutz nach dem Geräusch eines hochgetrimmten Motors.

„Da ist er wieder.“

„Wer?“

Das fragt Dixie, als sei sie eben vom Monde gefallen.

„Der Typ mit dem aufgebohrten Auspuff.“

Der Lärm schwillt an. Der Containerplatz liegt außerhalb der Wohnblockhöfe. Früher soll es hier mal ein Ausflugslokal gegeben haben. Waldkater. Tische unter Bäumen, Bier in Tulpen, Kindergeplärr. So ähnlich. Heute verläuft die Hauptstraße jenseits des neuen Stadtteils. Außer Leuten, die alte Sofas und Weihnachtsbäume wegzuwerfen haben, außer der Stadtreinigung und außer uns kommt keiner hierher. Es sei denn, es soll was heißen! Der Typ jagt die Maschine auf höchste Touren, er rast auf die Hausruine zu, legt sich scharf in die Kurve und reißt das Motorrad aus der Bodenwelle hinters Gebüsch.

„Idiot!“, sage ich.

„Blödmann“, sagt Lutz.

„War das nicht Gundi hinten drauf?“, fragt Dixie.

Sie meint Gundula Fischer.

„Na und?“, fragt Lutz.

Er drückt die Starttaste und überlässt dem Rekorder die Antwort. Wir stehen und hören zu. Aber dann ist es nicht die Musik, die mich lauschen lässt. Denn als Lutz die Lautstärke drosselt, wechsele ich nicht mal das Standbein. Dixie freilich quittiert die plötzliche Stille mit einem enttäuschten „Eh!“ Und sie hampelt weiter, als wäre der Gott des weichen Beats in sie gefahren.

Lutz fixiert indes die Ecke, hinter der die schwere Maschine verschwunden ist. Als sich nichts tut, sagt er: „War übrigens ein toller Sprung heut früh.“

„Wen interessiert das?“, frage ich hart.

Diesmal gibt die Musik keine Antwort. Wir schweigen. Und auch daraus wäre bei einigem

Geschick ein Roman zu machen.

Endlich hören wir das Geräusch des Motorrads wieder. In dem Maße, wie es anschwillt, schiebt Lutz den Regler auf. Unwahrscheinlich, wie das Gerät poppt! Dixie bekommt vor Begeisterung feuchte Mundwinkel. Sie tritt auf der Stelle, hält den Kopf still und sieht mitten in den rosaroten Streifen über dem Abendhorizont. Das Schauspiel, das sich nun bietet, müssen wir, Lutz und ich, allein genießen. Gundula eng an den Lederrücken des Typs geschmiegt. Für Sekunden versinkt das Jaulen der Elektrogitarre im Gedonner des Auspuffs. Ich wende mich ab, bekomme eine Blechbüchse vor den Spann und kicke sie an die Containerwand. Aus diesem Befreiungsschlag wächst der Ansatz eines Einfalls. Aber noch hat Lutz das Sagen. Er spuckt in Richtung Weg, auf dem die Maschine verschwindet, und schreit gegen die Musik und das Dosenscheppern an.

„Hab was in Aussicht, eh!“

Dixie ist es, die ihm antworten muss.

„Stereo?“

„Quatsch! Ein Moped. Allerdings älteres Modell. Man muss einiges investieren. Aber sonst soll der Apparat tiptopp sein. Macht noch seine siebzig Sachen.“

Ich sage nichts, ich lauere auf den Einfall. Doch Dixie ist gleich Feuer und Flamme.

„Irre, da nimmst du mich mit, ja?“

Lutz sieht den Weg hinauf und sagt grämlich:

„Mensch, das ist eine Solomaschine.“

Dann richtet er seine grauen Augen auf mich. Zweifellos erwartet er, dass ich die erfreulichen Aussichten würdige. Aber ich kann ihm im Augenblick nicht helfen. Mir ist, als hätte ich eben eine Entdeckung gemacht und als würden mich die Leute von allen Seiten her freundschaftlich knuffen. Mühsam sage ich: „Hör mal, man müsste eigentlich was tun.“

„Was denn, zum Teufel?“, schreit Lutz.

„Irgendwas Richtiges“, sage ich.

„Gibt's doch nicht!“

Lutz lässt beide Hände auf die Schenkel klatschen. Dixie, die immer alles auf ihre Weise versteht, wippt sich schnell an mich heran. Als ich ihre feuchten Hände und den nach Windeln riechenden Atem spüre, streife ich sie ab.

„Lass doch mal! Ich mein's ernst.“

„Er meint's ernst!“

Lutz kann sich nicht fassen vor Enttäuschung.

„Ja!“, rufe ich, „das muss eine Leistung sein. Eben was Genaueres. Die Leute sollen darüber reden.“

Lutz befühlt meine Stirn.

„Sonst bist du gesund, wie?“

Ich mag es nicht, wenn man mir zu nahe kommt. Selbst die besten Freunde haben kein Recht dazu. Unwillkürlich nehme ich die Fäuste hoch. Aber das wäre es wohl nicht, was zu tun ist.

Lutz tritt zurück. Er schüttelt fassungslos den Kopf. Dann bemüht er sich, mit einem unverfänglichen Tonfall, den Krampf aus der Sache zu nehmen.

„Hör mal, Alter“, sagt er, „die Maschine steht in der Altstadt. Wie es der Zufall so will, haben wir morgen einen dieser beliebten freien Sonnabende. Schätze, wir sehen uns das Ding mal an.“

„Nee“, sag ich, „morgen hab ich was vor.“

Und das weiß ich erst seit dieser Sekunde.

Der Einfall hält mich lange wach. Schließlich schlafe ich doch ein. Erst als mich Mutter in ihrer herzhaften Art weckt, finde ich ihn wieder gut.

„Raus nun, Tempo! Vater holt schon das Auto aus der Garage.“

Sie nennt den Trabi allen Ernstes Auto.

„Mach schon, hopp-hopp!“

Ich kann mir nicht helfen: Sie muss mich mit einem Fohlen verwechseln.

„Wenn du wüsstest, wo es heute hingeh!“

Ich weiß es. Ins Riesengebirge. Das wäre an und für sich kein schlechtes Ziel. Aber erstens verspüre ich nicht die geringste Lust, den lieben langen Tag in Gegenwart zweier als Automobiltouristen auftretender Elternteile zu verbringen, und zweitens habe ich etwas anderes vor. Resolut drehe ich mich zur Wand. Vater kommt. Er schleppt eine Wolke schlecht verbrannten Kraftstoffs in die Wohnung. Mutter tut ratlos.

„Der Junge! Ich glaub, er will nicht mit.“

„Wie bitte?“

Wenn Vaters Bass in ein Zischen übergeht, heißt es handeln. Ich stehe augenblicklich auf, recke das Kreuz unter der Tür und sage beiläufig: „Ich fahre zu Opa.“

„Was?“

Vater ist so verduzt, dass er sich beinahe an diesem einzigen Wort verschluckt.

„Na, einer muss sich doch um ihn kümmern“, sage ich so aggressiv wie möglich.

„Du willst das tun?“

„Ja, ich.“

Das ist eine Art Kraftprobe. Man soll spüren, es sind neue Zeiten angebrochen. Es ist Vater anzusehen, dass er am liebsten explodieren möchte. Doch Mutter nimmt ihn aus dem Rennen. Hinter der Tür höre ich, wie sie auf ihn einredet.

„Lass doch mal! Ist vielleicht ganz gut. Mir war sowieso nicht wohl bei dem Gedanken, dass wir im Gebirge herumsteigen und der alte Mann sitzt dort allein.“

„Hach“, sagt Vater, „der arme alte Mann! Und da schickst du ausgerechnet den Jungen.“

Und weil Mutter nichts erwidert, setzt er nach einer kurzen Pause hinzu: „Macht doch, was ihr wollt.“

Er durchquert die Küche, ohne mich anzusehen. Wirft die Tür hinter sich zu.

Mutter füllt irgendetwas, vielleicht Tee, in die Thermosflasche. Als es gluckert, ist sie in der Lage zu fragen: „Wie willst du denn hinkommen? Es sind immerhin zwanzig Kilometer.“

„Mit dem Fahrrad“, antworte ich in einem Ton, als müsse ich erklären, dass der Mensch gemeinhin ein Zweibeiner ist.

„Ganz allein?“

„Allein.“

Das sage ich so ruhig wie möglich. Wenn es sich um Dinge handelt, die mich betreffen, kann ich mit Mutter alles bereden. Aber dass ich es ganz gern hätte, wenn mich eine gewisse Gundula Fischer begleiten würde, das scheint mir doch ein zu verfängliches Thema. Mutter beruhigt sich selber.

„Na ja“, sagt sie, „du warst ja schon einige Male dort. Wenn auch im Auto. Du wirst dich schon finden. Sag dem Opa schöne Grüße.“

„Weiter nichts?“, forsche ich.

Mutter unterbricht sich in ihrem Hin und Her zwischen Tisch und Kühlschrank. Offenbar habe ich ein Thema berührt, das sie nicht mit mir bereden will.

„Was denn noch!“, sagt sie. Und beginnt Brot zu schneiden. Das tut sie beinahe nebenher. Also hat sie den Kopf frei für allerlei Ermahnungen: „Sei vorsichtig, hörst du. Fahr rechts. Und geh gleich zu Opa. Das ist gefährlich dort.“

Ich greife meinen Beutel und flüchte.

6

Die letzte Gefahrenstelle bleibt Vater. Er hat neun Jahre auf den Trabant gewartet. Nun hängt seine Laune von der Qualität der Vergasereinstellung ab. Tatsächlich sehe ich ihn mit misstrauisch geneigtem Ohr in der Auspuffwolke hinter dem knatternden Gefährt stehen. Ich stoße das Rad aus dem Hauseingang und erwarte, dass er sein Unbehagen über die schlecht funktionierende Technik in einen Angriff auf mich ummünzt. Doch es kommt nicht dazu. Über mir klappt ein Fenster. Eine Frauenstimme ruft schrill: „Unverschämtheit! Am freien Sonnabend.“

Und eine Männerstimme röhrt dazu: „Umweltverschmutzung!“

Es muss sich bei den Rufern um das kürzlich eingezogene Ehepaar handeln, von dem die Nachbarin behauptet, es mache die Nacht zum Tage. Wie auch immer: Vater fühlt sich getroffen. Er schleudert seinen beträchtlichen Hüftumfang in den Sitz und stellt den Motor ab. Das Fenster klappt zu.

Ich nutze den Zwischenfall und gewinne die Pflasterschneise zwischen den hochwildernden Ziersträuchern. Das Rad rollt allein vom Schwung meines Sattelsprunges. Als ich zu treten beginne, spüre ich kaum den Pedalwiderstand. Irgendwo hinter dem siebenten Block steht die Morgensonne. Man wird sie zu genießen wissen. Zuerst steuere ich die Kaufhalle an, greife mir drei große Cola und reihe mich in die Kassenschlange ein. Erstaunlich, was die Leute so wegschleppen. Milch, Brötchen, Margarine. Davon kann sich kein vernünftiger Mensch und Überlandfahrer ernähren. Ich nehme mir aus dem Korb vor der Kasse zwei Päckchen Kaugummi.

Dabei zupft mich jemand am Ärmel. Dixie.

„Willst du weg?“

„Ja.“

„Wohin?“

„Kennst du nicht. Ein Dorf im Sorbischen. Wussina.“

„Ist das weit?“

„Siebenunddreißig Kilometer.“

„Wenn du wartest, bis ich meinen Bruder abgefüttert habe, komme ich trotzdem mit.“

In ihrem Korb reihen sich Gläser mit Säuglingsnahrung. Allein vom Anblick dieser braunen, breiigen Masse wird mir schlecht.

„Nee du“, sage ich schnell, „das wird nichts. Ich muss pünktlich dort sein. Es handelt sich um eine dringende Angelegenheit.“

„Ach so“, sagt Dixie. Es klingt wie: Schade!

Mir fällt es schwer zu lügen, aber ebenso schwer, die Wahrheit zu sagen.

Dixie ist die Älteste von fünf Kindern. Sie hat schon Busen. Vater sagt: „Sie wird in spätestens vier Jahren Babynahrung auf eigene Rechnung kaufen.“ Er ist auf die Familie

nicht besonders gut zu sprechen. Dixies Vater hat vom Staat Kredit bekommen. Tage und Nächte ist er auf der Baustelle herumgeklaffert wie ein behändes rothaariges Äffchen. Alles wollte er allein machen. Sogar die Zeichnung hat er eigenmächtig geändert. Am Ende war das Geld verbraucht und das Einfamilienhaus erst halb fertig. Die Familie zog trotzdem ein. Dixies Vater wechselte die Arbeitsstelle. Er macht jetzt oft Nachtschicht im Heizwerk, wegen der Zuschläge. Mein Vater nennt den Mann „Bürger“. Er arbeitet auf dem Bauamt und hat seinerzeit den Kredit, im guten Glauben, wie er sagt, befürwortet. Nun dreht er den Kopf auf die andere Seite, wenn wir an der Neubauruine vorbeikommen, und spricht von einer Schande für die ganze Gegend. Zu allem Überfluss hat sie das Schicksal noch einmal zusammengeführt. Beide hatten sich, ohne voneinander zu wissen, zum Tapezieren unseres Klassenzimmers gemeldet. Mein Vater, weil er auf eine Erwähnung seiner Initiative in irgendeinem Bericht hoffte. Dixies Vater, weil er glaubte, die Arbeit werde nach Feierabendtarif bezahlt. Er turnte gleich hoch auf die Leiter. Er wollte, dass es schnell geht und lange hält. So ließ er die geleimten Bahnen fallen, ehe sich mein Vater, der beim Anklopfen hauptsächlich Wert darauf legte, dass es nach etwas aussah, aufrichten konnte. Das nasse Papier klatschte um seine Ohren. Dixie musste natürlich kichern. Ich nahm sie schnell auf den Flur. Doch Vater beherrschte sich. Er strich den Leim aus den Haaren und sagte mit Bauamtsstimme: „So nicht, Genosse. Mehr Disziplin!“ Dixies Vater war sofort zur Versöhnung bereit. Er reichte meinem die Bierflasche, aus der er unentwegt und in hastigen kleinen Schlucken trank. Doch die wurde verschmätzt.

Immerhin konnten wir weiterarbeiten. Dixie strich sich eine gelbe Haarsträhne aus der Stirn, sie glühte vor Eifer und nahm mir den Wassereimer ab, den ich in der Toilette gefüllt hatte. Dabei berührte sie meine Finger und raunte mir zu.

„Fein, was? Als wären wir Mann und Frau.“

Ich half dann doch lieber meinem Vater.

Sie nimmt sich oft eine Strähne aus der Stirn. Auch jetzt, wo sie neben mir in der Schlange steht. „Vordrängeln gibt's nicht!“, sagt eine Frau hinter mir. Sie drückt Dixie beiseite und tritt mir auf die Hacken.

„Wer drängelt denn?“, zische ich.

Hässliche Mädchen und rechthaberische Frauen machen mich wütend. Ehe es indes zu weiteren Auseinandersetzungen kommt, kann ich zahlen.

Dixies Ruf erreicht mich, nachdem ich das Rad bestiegen habe.

„Wart mal!“

Nein, ich warte nicht mehr. Ich bin dabei, etwas zu tun. Etwas Richtiges. Und niemand wird mich aufhalten. „Dann geh ich eben mit Lutz das Moped ansehen“, ruft Dixie.

„Tu das!“, rufe ich über die Schulter zurück.

Dann zeigt sich die Welt von der besten Seite. Blauer Himmel, üppiger Blütenschaum, wie verrückt zwitschernde, glucksende, trillernde Vogelkehlen. Ich stehle mich in schnellem Tempo durch eine Schrebergartengasse an dem Siedlungshaus vorbei, in dem Dixie wohnt. Reiße das Rad auf den Asphalt der Überlandstraße. Augenblicklich gerate ich in das Inferno, in den Dunst der Abgase, in den Gestank verbrannten Gummis, in den aggressiven Lärm der Motoren, in den Machtbereich des Stärkeren. Nach jedem Überholvorgang werde ich nach rechts abgedrängt. Fahlgelbe Blätter, die eigentlich maigrün sein sollten, streifen meine Hand. Die, die heut unterwegs sind, verschieben den Frühling auf den Augenblick, in dem sie einen Parkplatz gefunden haben. Sie raffen sich dann zu einem Rundgang um Sehenswürdigkeiten auf, aber die dürfen nicht zu weit weg sein. Man muss den Lackglanz des Wagens im Auge behalten.

Ich ergreife die nächste beste Gelegenheit, um die Straße zu verlassen. Ein schmaler Trampelpfad quer durch den Kiefernwald nimmt mich auf. Nach zehn Minuten strammer Fahrt halte ich an. Ein Kuckuck ruft. Ein Eichelhäher rätscht. Ein Specht klopft. Zwischen diesen wohl zu unterscheidenden Geräuschen knistert die Stille.

Ich trete in die Pedale, beuge mich über den Lenker. Zwanzig Minuten sportliche Fahrt, ohne einen Blick nach rechts oder links. Der Asphalt spult weg, die Reifen schnurren. Noch zehn Minuten! Schließlich spüre ich einen leichten Schmerz in der Lunge. Die Grenze ist also erreicht. Ich lasse mich ausrollen. Als der Schmerz nachlässt und mein Atem wieder ruhig geht, widme ich mich erneut der Gegend. Es ist der gleiche Wald wie vorhin: Kiefern, Kiefern, Kiefern. Hochstämme, Stangenholz, Schonungen. Kein Kuckuck, kein Häher. Aber das knarrende Urweltgeräusch eines nimmermüden Spechts. Er treibt sein melancholisches Wesen dort, wo das Grün dicht, das Blau intensiv und der Duft des Tages betäubend ist.

In mäßigem Tempo fahre ich weiter. Ich habe den ganzen Tag Zeit. Rechts öffnet sich der Waid zu einer Rodung. Die Sonne flimmert über dem stechend riechenden Schliefsand, den die Roder aus den Tiefen der Stubbenlöcher heraufgewühlt und zu Kraterwällen aufgeschüttet haben. Hier gibt es nicht mal Spechte.

Ein paar Kilometer weiter passiere ich einen mit Bruchsteinen beladenen Hänger. Er steht rechts zur Grabenseite hin geneigt; seine Zuggabel liegt auf dem Boden. Endlich ein Zeichen. Rot und fremd in dieser grünen und braunen Landschaft signalisiert es irgendwelche Gefahren oder Verbote. Ich beschleunige das Tempo. Es handelt sich um ein Warnkreuz vor einem Bahnübergang. Ehe ich heran bin, senken sich, wie von Geisterhand bewegt, zwei Halbschranken über die Straße. Solcherart Sperren missachte ich gelegentlich mit einem kurzen Slalom. Aber jetzt ist mir anders. Ich halte an, hänge das Knie über die Querstange, stütze den Ellenbogen auf den Sattel und lege den Kopf locker in die Hand. Es wird ein Zug kommen. Was, wenn ein Mädchen nach mir Ausschau hält? Zuweilen gestatte ich mir solche unverbindlichen Hoffnungen. Es sieht mich also, nachdenklich, versunken, irgendwie bedeutend. Und hat für den Rest der Fahrt etwas für einen Tagtraum.

Die Randbäume an der Strecke haben sich noch nicht an ihre neue Aufgabe gewöhnt. Sie stehen wie im Schreck erstarrt. Das Gleispaar verliert sich im Dunst einer unendlichen

Geraden. Dann summt, pfeift, dröhnt es. Der Zug poltert an mir vorüber. Eine lange Reihe roter hochbordiger Waggonen, deren obere Hälfte sich verjüngt. Wären nicht die Braunkohlenbrocken oben über dem Rand, ich hätte das Ganze für den Bestandteil eines utopischen Films gehalten.

Ehe ich den Fuß auf das Pedal setzen kann, öffnen sich die Schranken mit der Lautlosigkeit, die zu dem Eindruck passt. Alles, was nun kommt, scheint seine eigentliche Bedeutung verloren zu haben. Die Straße erschöpft sich in riesigen kraterähnlichen Schlaglöchern, deren Ränder mit scharfkantigen Schottersteinen blecken. Der Wald wird zum Alibi für breite, gradlinige Schneisen, in denen alles durcheinanderliegt: Bäume, Stämme, Wurzeln, Äste, Reisig. Pfade, die einst zur Wanderung eingeladen haben mögen, sind durch Schilder versperrt: „Achtung, Bergbaugesamt! Betreten verboten!“ Und höher als die höchsten Wipfel greifen Hochspannungsmasten ohne Leitungen in den Himmel.

Ich komme unwillkürlich in Fahrt. Bloß weg hier! Bis zum Dorf kann es nicht mehr weit sein.

Es ist noch weit. Weiter, als ich glaubte. Ich falle in einen schwerfälligen Tritt, quäle mich um sieben Kurven und über drei Steigungen. Lasse mich endlich rollen. Das rettende Tal ist erreicht. Als ich das schief hängende Ortsschild passiere, atme ich erleichtert auf.

Opa wohnt auf dem sogenannten Berg. Ich schneide die verkrustete Spur eines Kettenfahrzeuges. Von Straße kann hier nicht mehr die Rede sein. Das ist von unbarmherzigen Profilen zermalmter und in der Sonne gedörrter Schlamm, unterbrochen von üppigen Raseninseln und Asphaltflecken. Die müssten hier wirklich mal was machen!

Rechts weht eine Gardine aus dem Fenster. Links knarrt eine Tür in den Angeln. Die Brücke indes macht einen soliden Eindruck. Weitgreifende Bögen aus roten Backsteinen, gewölbt wie für ein Jahrtausend. Aber kein Wasser darunter. Der Flusssand leuchtet in der tiefsten Rinne ockerfarben, zu den Rändern hin wird er gelb und schließlich fast weiß.

Beinahe verpasse ich die Zaungasse, die den Weg abkürzt. Irgendetwas fehlt hier. Erst als ich mich am Kirchturm orientiere und der Richtung des Balkens folge, der aus der Luke in den Himmel sticht, finde ich den Einstieg. Die letzten Meter muss ich schieben, das Gras wächst quer und ungezügelt über den Weg. Auf halber Höhe fällt mich etwas an. Ein Laut. Ein Wimmern. Ein Klage-ton: dünn, lang gezogen, schauerlich. Wie einen am helllichten Tag so etwas derart schocken kann! Ich werfe das Rad an die Hecke und betrete das Gehöft. Drei Gebäude um einen Hof. Die Scheune trägt kaum noch Dachziegel. Vom Wohnhaus fällt der Putz in Fladen. Erst als ich eine Schwalbe durch das offene Stallfenster fliegen sehe, trete ich näher. Der Klage-ton kommt aus dem Stallanbau. Ich wische eine Spinnwebe vom Fensterglas und versuche, in den Raum zu blicken. Nach und nach erkenne ich einen alten Kessel, mehrere Holzbottiche, eine Zinkwanne, Reisigbündel. Auf dem Pflaster steht auf hohen dünnen Beinen eine borstige Katze. Eingesperrt, das Tier! Typisch für die Gedankenlosigkeit mancher Leute. Da muss erst unsereins kommen ... Ich habe die Waschhaustür geöffnet. Die Katze springt augenblicklich an meinen Beinen vorbei ins Freie. Ich stehe und starre in die Ecke des düsteren, nach alter Seife stinkenden Raumes. Dort hat jemand zwei niedrige Holzböcke zusammengeschoben. Genau über ihnen hängt eine kräftige Strickschlinge an einem Deckenhaken. Gewisse Dinge verbergen ihren Sinn lange vor mir. Sie erfüllen mich dennoch mit Schrecken.

Ich knalle die Tür zu und flüchte, das Rad beinahe tragend, den Kirchberg hoch.

„Opa“, ruf ich. „Opa!“

Der Großvater wohnt im ehemaligen Schulhaus. Es begrenzt mit Kirche, Pfarrhaus und altem Friedhof einen von hohen Bäumen beschatteten Platz. Ich reiße die Haustür auf und rufe noch einmal. Keine Antwort.

*** Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Nowotny/Abschiedsdisco/abschiedsdisco.htm> ***

Joachim Nowotny



Joachim Nowotny entstammt einer Arbeiterfamilie. Er absolvierte eine Lehre als Zimmermann und arbeitete in diesem Beruf. 1954 legte er an einer Arbeiter-und-Bauern-Fakultät die Reifeprüfung ab und studierte anschließend bis 1958 Germanistik an der Universität Leipzig. Nach Abschluss des Studiums arbeitete er als Verlagslektor. Seit 1962 lebt er als freier Schriftsteller in Leipzig. Von 1967 bis 1982 wirkte er als Dozent am dortigen Literaturinstitut Johannes R. Becher.

Joachim Nowotny ist Verfasser von Erzählungen, Romanen, Hör- und Fernsehspielen. Den Schwerpunkt seines Werkes bilden Kinder- und Jugendbücher; thematisch ist er eng mit seiner Heimatregion, der Lausitz, verbunden. Nowotny behandelte als einer der ersten DDR-Autoren am Beispiel des Lausitzer Braunkohle-Tagebaus Themen wie Landschafts- und Umwelterstörung.

Joachim Nowotny ist seit 1990 Mitglied des Verbands Deutscher Schriftsteller.

Auszeichnungen:

- 1971 Alex-Wedding-Preis,
- 1977 Heinrich-Mann-Preis
- 1979 Nationalpreis der DDR (II. Klasse für Kunst und Literatur)
- 1986 Kunstpreis des FDGB.

Bibliografie (Auswahl)

Hochwasser im Dorf, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1963

Jagd in Kaupitz, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1964

Hexenfeuer, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1965

Jakob läßt mich sitzen, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1965

Labyrinth ohne Schrecken, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1967

Der Riese im Paradies, Der Kinderbuchverlag, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1969

Sonntag unter Leuten, Mitteldeutscher Verlag, Halle (S.) 1971

Ein gewisser Robel, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1976

Die Gudrunsage, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1976

Ein seltener Fall von Liebe, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1978

Abschiedsdisco, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1981

Letzter Auftritt der Komparsen, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1981

Die Äpfel der Jugend, Aufbau Verlag, Berlin 1983

Ein Lächeln für Zacharias, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1983

Der erfundene Traum und andere Geschichten, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1984

Schäfers Stunde, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 1985

Der Popanz, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1986

Wo der Wassermann wohnt, Domowina Verlag, Bautzen 1988 (zusammen mit Gerald Große)

Adebar und Kunigunde, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1990

Als ich Gundas Löwe war, Faber & Faber, Leipzig 2001

E-Books von Joachim Nowotny

Hochwasser im Dorf

Jagd in Kaupitz

Jakob läßt mich sitzen

Der Riese im Paradies

Die Gudrunsage

Abschiedsdisco

Ein Lächeln für Zacharias

Der Popanz

Adebar und Kunigunde

Hexenfeuer

Labyrinth ohne Schrecken

Sonntag unter Leuten

Ein gewisser Robel

Ein seltener Fall von Liebe

Letzter Auftritt der Komparsen

Schäfers Stunde

Ausführliche Informationen unter www.ddrautoren.de